In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 10. Posen, den 12. Januar 1929. 3. Jahrg

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(8. Fortsetzung).

Nun aber saß der alte Aschenbrenner am straßenseitigen Fenster seines Häuschens und trug in ein Büchlein ein, wie viele Männer und wie viele Frauen im Verlaufe einer Stunde vorüberkamen, wie viele Heuwagen oder Düngerwagen oder Schubkarren seinen Blickbereich durchzogen, wie oft jemand in den Laden der Frau Saltzenbrod eintrat und wie oft in den des Herrn Opferkuch. Er vermerkte gewissenhaft die Zahl der vorüberlaufenden Hunde, der vorbeiwatschelnden Enten und der auf der Straße scharrenden Hühner; und er war nicht wenig stolz, als er dahinter kam, daß das, was er trieb, eigentlich eine Wissenschaft sei und Statistik genannt werde.

Das eiferte ihn an, sich auch anderen, bisher vernachlässigten öffentlichen Pflichten zuzuwenden. Wer hatte zum Beispiel bisher vor ihm daran gedacht, auf dem Dorffriedhof die Grabinschriften von Erde und Moos zu reinigen, so daß die Buchstaben wieder vertieft im Stein lesbar wurden. Es war vielleicht Aschenbrenners liebste Tätigkeit, mit einem Nagel und einem alten Zahnbürstchen bewaffnet, die Namen längst Verstorbener und die Sprüchlein, die ihr Leben und Wirken priesen, der Nachwelt wieder deutlich vor Augen zu rücken; und es hätte ihm gewiß eine besondere Genugtuung bereitet, wenn er erfahren hätte, daß auch dies eine Art Wissenschaft war und mit einigem guten Willen Epigraphik geheißen werden konnte.

An einem frühlingsheiteren, glückhaften Apriltag war er ausgerückt und hatte sich daran gemacht, die Leichensteine zu säubern, die in der niederen Friedhofsmauer in Reih und Glied eingemörtelt waren. Im Frühjahr war solche Auffrischung nötiger als je, weil Wind und Schnee und Frost wintersüber den Inschriften immer übel mitzuspielen pflegten. Und der alte Aschenbrenner hielt als ehemaliger Briefträger etwas auf sauber und ordentlich geschriebene Adressen, auch solche mit dem Bestimmungsland: Jenseits.

Er war eben mit einem stattlichen Grabstein fertig geworden, trat nun einen Schritt zurück, besah die Ganzheit seines Werkes und las mit geneigtem Kopf und murmelnden Lippen die von Schnörkelwerk umrankte Schrift.

Unter dem halberhobenen Bild einer Glocke stand:

„Gleich wie der Glokkenklang verschwindt
Alsso ein jedes Adams-Kind.
So ist durch den Todt verschwunden die wohledle Frau Johanna Josepha Glöcknerin den 5. Dezember 1739 im 65. jar Ihres alters. Amen.“

„Grüß Gott, Kalefanz!“ sagte da jemand über die Friedhofsmauer. An dem Mäuerlein stand ein Mann und nickte dem Alten freundlich zu. Man sah nur ein braunes Gesicht, einen etwas verwegenen, breitkrämpigen Hut und die beiden Hände, die der Mann auf den Mauerrand gelegt hatte.

Dem Alten kam der Fremde nicht völlig unbekannt vor, obwohl er augenblicklich nicht hätte sagen können, wohin er ihn tun solle. Wenn der Fremde ihn aber für den Totengräber Kalefanz ansprach, so war das eine Verwechslung, die einen k. u. k. Briefträger in Pension um etliche Grade herabsetzte.

„Ist noch immer eine gesunde Gegend hierzuland,“ lachte der Fremde, „daß der Totengräber Zeit hat, die Leichensteine zu putzen.“

Jetzt war es dringend nötig, den Mann aufzuklären. „Ich bin nicht der Totengräber,“ sagte der Alte mit dem Nachdruck seiner Würde, „ich bin der Briefträger Aschenbrenner, und die Grabsteine putze ich zu meinem Vergnügen.“

„Ach ja, der Aschenbrenner! Freilich — der Aschenbrenner,“ gab der Mann ohne Verlegenheit zu, „wo hab' ich denn meine Augen gehabt. Der Aschenbrenner! Na, wie geht's denn mit den Füßen?“

Er war also doch ein Bekannter, wenn er sich nach den Füßen des Alten erkundigte, es war kaum anzunehmen, daß man draußen in der Welt viel von Aschenbrenners Füßen wußte, so eingebildet war der Aschenbrenner nicht. Aber der Alte konnte dennoch nicht herausbringen, wer der Mann auf der Friedhofsmauer sei. Es war wohl am besten, ihn geradewegs zu fragen, um dem Herumraten ein Ende zu machen. Und da fragte der Alte auch schon: „Wer sind S' denn eigentlich?“

„Kennen S' mich denn nicht?“ antwortete der Mann, indem er den Hut abnahm, „ja, ich bin freilich lang genug fortgewesen. Schauen S' mich nur genau an. Ich bin der Justus Saltzenbrod.“

Bei Gott, jetzt erkannte ihn der Alte, es war wirklich der Justus Saltzenbrod, der da an der Kirchhofmauer stand, freilich kein Springinsfeld mehr wie dazumal, sondern ein gereifter Mann, darum war ihm der Briefträger nicht gleich auf den Namen gekommen. Aber daß er nun mit einemmal wieder lebendig dastand, das war ein Wunder, ein helles Wunder, fast wie die Wiederkehr eines Toten, ja, es schien dem Alten, als habe er selbst ein wenig dazu beigetragen, indem er die Leichensteine bearbeitet hatte. Er hatte an die Pforte des Todes geklopft: sie war aufgegangen und hatte den Verschwundenen freigegeben, einen, der so gut wie ein Toter war.

Jetzt aber hatte der Alte ein Recht darauf, einiges zu erfahren: „Ja, wo waren S' denn die ganzen Jahr? . . . es müssen elf Jahre oder so was gewesen sein.“

Der Auferstandene machte eine unbestimmte Bewegung ins Weite: „In der Welt draußen. Sie ist groß genug für elf Jahre und darüber. Aber jetzt bin ich wieder daheim.“

Plötzlich fiel dem alten Briefträger etwas ein: „Ja . . . und Ihre Frau. Was hat denn die gesagt? Hat die nicht der Schlag getroffen?“

Da machte der wiedergekehrte Justus ein ernstes Gesicht. „Das ist es eben. Ich bin noch gar nicht daheim gewesen. Sie weiß noch nichts davon, daß ich wieder da bin. Sie sind der erste alte Bekannte, den ich treffe. Und ich hab' wirklich Angst, daß meiner Frau etwas zustoßen könnt', wenn ich so plötzlich vor ihr steh'. So hab' ich halt eine Bitte an Sie. Daß Sie vorausgehen

und es ihr beibringen, langsam und vorsichtig, daß ich wieder daheim bin."

Ja, dazu war der alte Aschenbrenner augenblicks und mit tausend Freuden bereit. Da konnte der junge Grasaffe, sein Nachfolger, lange herumlaufen und Briefe austragen, ehe er eine solche Botschaft in ein Haus brachte. Es war, als hätte der liebe Gott einem alten Briefträgerherzen eine ganz besondere Ehre und Erhöhung bereiten wollen, indem er es so fügte, daß der Justus gerade den Aschenbrenner zuerst getroffen hatte. Er versenkte Nagel und Zahnbürstchen sogleich in die Rocktasche und brachte seine steifen Beine in Schwung. So hastig verließ er den Friedhof, daß die eiserne Gittertür mit einem ganz unfriedhöflichen Knall hinter ihm zuschlug.

In seinen besten Briefträgerzeiten war er nicht braver ausgeschritten als jetzt, da er neben Justus dem Dorf zuging. Auf einmal saß die alte Rinde nicht mehr locker, sondern wieder ganz fest um seine Füße. Am liebsten hätte er jedem zugerufen: Der da, der neben mir, seht ihn nur an, das ist der Justus Saltzenbrod, der aus der Fremde heimgekommen ist. Aber Justus hatte ihn gebeten, seine Kunde so lange in sich zu verschließen, bis er sie Rina als erster übergeben hätte. Dennoch konnte sich der Alte nicht enthalten, ein vergnügtes und verschmitztes Lächeln sehen zu lassen, wenn jemand ihnen entgegenkam, der dem Fremden ins Gesicht starrte und ihnen dann verwundert nachschaute. Er nickte jedem zu, als wolle er sagen: Ja, ich weiß etwas, was ihr alle miteinander nicht wißt, und das ist nichts Geringes, um das ich euch voraus bin. Er war ordentlich stolz auf seinen Begleiter, der da neben ihm ging, größer und breitschultriger, als der Alte den Justus in Erinnerung hatte. So eine Reihe von Jahren, die gab immer noch zu, wenn man jung war, später nahm ein jedes Jahr nur weg, immer nur weg.

Als sie an Saltzenbrods Haus waren, bog der Justus in die Seitengasse ein: „So, jetzt gehen Sie voraus, Aschenbrenner, und bringen's meiner Frau bei, aber mit Bedacht. Ich warte hier unter der Linde."

„Ich werd' schon nichts überstürzen," nickte der Alte, „langsam kommt der Ochsenbauer auch nach Wien."

Damit ließ er den Justus und ging um die Ecke, die Stufen hinan, in den Laden hinein.

Als ihn Frau Rina kommen sah, griff sie gleich nach der Büchse mit Rappé, der des Alten Lieblingsschnupftabak war, aber Aschenbrenner mochte nichts dergleichen, sondern sah sie so feierlich an, daß ihr gleich ganz sonderbar zumut wurde.

Er war vom Bewußtsein seiner Sendung so durchdrungen, daß er gar nichts anders konnte, als den Abglanz der inneren Erhöhung in seinen Mienen leuchten zu lassen und zugleich ward er dessen inne, daß er sich noch gar nicht zurechtgelegt hatte, wie er eigentlich beginnen wolle.

Frau Rina setzte die Porzellanbüchse mit dem Schnupftabak auf den Ladentisch, und auf einmal war ihr, als rege sich eine ganze Schar verschütteter Träume und dränge empor. Es waren alle die Träume, die sie die langen Jahre über nachts heimgesucht und die ihr ausgemalt hatten, wie es wäre, wenn ihr Mann eines Tages plötzlich heimkäme. Da waren Träume darunter, die ihr zeigten, wie sie abends schlafen gehen wollte, und auf einmal lag der Justus ganz selbstverständlich nebenan im Bett, oder der Rudolf kam mit einer Fuhre Heu vom Feld und obendrauf saß der Justus, oder er trat zu ihr und sagte, ganz wie früher, sie müsse ihm Geld geben, weil er wieder verspielt habe. Sie bewahrte nur undeutliche Erinnerungen an diese Träume, aber so viel wußte sie von ihnen, daß der alte Aschenbrenner niemals darin eine Rolle gespielt hatte.

Jetzt aber, da sie ihn mit seinem feierlichen Gesicht vor sich sah, schien es ihr mit einmal, als müsse er doch in irgendeinem völlig vergessenen Traum vorgekommen sein und stehe in irgendeiner ganz geheimen Beziehung zu der Herzensqual, an der sie gelitten hatte, ohne daß sie es jemand merken ließ.

„Ja, meine liebe Frau Saltzenbrod," sagte der alte Briefträger endlich, „es ist ein gutes Sprichwort: Unverhofft kommt oft!"

Er hatte sich eben eine umständliche Einleitung zurechtgelegt vom Allgemeinen ins Besondere und von dem zum Eigentlichen und erschrak nicht wenig, als Rina plötzlich mit der Hand zum Herzen fuhr und aufschrie: „Mein Mann ist da!"

Sie wartete keine weiteren Erklärungen ab, und Aschenbrenner konnte ihr nur verblüfft nachsehen, wie sie auf den Hof hinausrannte.

Auf dem Hof war niemand. Rina lief ans Tor, da stand drüben unter der Linde ein Mann. Er kam, als er die Frau erblickte, langsam auf sie zu.

Ihre Beine zitterten so, daß sie keinen Schritt machen konnte. Ihm blieb es überlassen, auch noch das letzte Stück kleinen Weges zurückzulegen, das ihn noch von ihr trennte, nach der ganzen langen Wanderung aus der weiten Welt bis zum Tor seines Hauses. Er breitete die Arme aus und zog die Frau an sich, zärtlich, ein wenig scheu und demütig um Verzeihung bittend.

„Katharina!" flüsterte er, „nimmst du mich wieder auf?"

Sie zitterte noch immer. Tausendmal hatte sie sich's ausgemalt, wie es sein würde, wenn Justus wieder heimkam. Aber nun, da sie von seinen Armen umschlossen war, widerstand ein leises Gefühl von Fremdheit, ach Gott, mehr als elf lange Jahre lagen ja zwischen damals und jetzt, elf Jahre, jetzt, da er wieder ihren Mund küßte, merkte man erst, welche endlose Zeitspanne das in einem Menschenleben war.

Schuftl kam aus dem Hof, auf dem Hinterbein hinkend, das ihm von dem Schuß des Barons ein wenig lahm geblieben war. Er beroch die Hose des fremden Mannes ohne ein Zeichen des Wiedererkennens zu geben.

Justus hatte sich von Rina gelöst und führte sie in den Hof, sein Blick umfing mit glückhaftem Strahlen die Scholle, die ihm zu eigen war. Schuftl war ihm mißtrauisch schnuppernd an den Fersen geblieben.

„Alles steht noch wie es war," sagte Justus, „und der Sultl ist auch noch da."

Er bückte sich zu dem Hund nieder und wollte ihm den Kopf streicheln, aber Schuftl wich scheu zurück und zeigte knurrend die Zähne.

„Na, Sultl! Aber Sultl!" lachte Justus.

„Er heißt ja Schuftl," sagte Rina lächelnd. Ja, ja, da merkte man es, wie lange Justus fortgewesen war, er hatte vergessen, wie sein Hund hieß.

„Schuftl! Schuftl natürlich!" lachte Justus, „weißt du, ich hab' in Italien einen Hund gehabt, der hat Sultl geheißen."

„Schuftl, das Herrl ist wieder da!" sagte Rina, beinahe froh darüber, die ungeheure Wucht dieses Wiedersehens zum Teil auf einen dritten überwälzen zu können.

Aber der Hund blieb in gemessener Entfernung, er schien von Justus nichts wissen zu wollen, auch er hatte den Herrn vergessen.

Der alte Aschenbrenner war aus dem Hause getreten und hatte sich überzeugt, daß alles in Ordnung sei. Schmunzelnd zog er sich wieder zurück und verließ das Haus durch den Laden. Nun war er vom Schweigen gelöst, nun konnte er seine Botschaft in alle Welt ausstreuen.

Eben begannen die Glocken mit dem Mittagsläuten, es war wie eine feierliche Begleitung zu dem, was Aschenbrenner zu verkünden hatte. Ein paar Häuser weiter stand der Fleischhauer Knollmeyer in seiner blutigen Schürze vor der Ladentür.

„Der Justus ist zurückgekommen!" schrie ihm der Briefträger zu.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Diebesjagd in der Wüste.

Von Sven Hedin.

Als Larson am 11. September um ½6 Uhr abmarschierte, wollte er Obogon mitnehmen. Man suchte und rief nach ihm, aber er war nicht zu finden. Na ja, er ist wohl wie gewöhnlich draußen im Gelände und sammelt Brennstoff für den Küchenherd, dachte man. Die große Karawane konnte sich durch einen Mann nicht aufhalten lassen, sondern zog ab.

Eine Weile später merkte Mento, daß mein neues Reitkamel fehlte. Haslund zählte sogleich die Kamele und stellte fest, daß außerdem das beste Tier, das wir besaßen, verschwunden war. Jetzt begann man Unrat zu wittern und alarmierte das Lager. Keiner hatte Obogon gesehen oder konnte Auskunft über ihn geben. Nur Wang, der Diener der chinesischen Herren, erzählte, er sei gegen 2 Uhr in der Nacht davon aufgewacht, daß jemand sich an den Proviantkisten, die stets ihren Platz neben der Küche haben, zu schaffen machte. Er hatte von seinem Zelt aus „Wer da?" gerufen, und Obogon hatte geantwortet, er sei es, er wolle Feuer im Küchenherd anmachen. Da dies nichts Ungewöhnliches war, war Wang, nichts Böses ahnend, wieder eingeschlafen.

Nun wurden die Proviantkisten untersucht, und der Koch Wu konnte sogleich sagen, daß ein Sack Reis, ein Sack Mehl und soundso viel Tee und Zucker seit gestern abend abhanden gekommen waren. Das gestohlene Gut hatte der Dieb offenbar in der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr den zwei besten Kamelen unserer Karawane aufgeladen und war davongeritten. Er wußte in der Gegend gut Bescheid und war mehrere Male am Edsin-gol gewesen. Keiner von uns kannte die Schleichwege und die Geländeverhältnisse. Obogon hatte sich ohne Zweifel gedacht, daß wir aus Freude über das Wiedersehen bis spät in die Nacht aufbleiben und plaudern und am nächsten Morgen gründlich ausschlafen würden. Er glaubte daher wohl, daß er einen sicheren Vorsprung bekommen würde. Daß er am vorhergehenden Abend Larsons Kolonne zugeteilt worden war, wußte er nicht.

Nun nahm Haslund, da ich noch schlief, die Verfolgung in die Hand. Mit den Mongolen Bato, Mento, Serat und Matte machte er sich auf fünf Reitkamelen auf den Weg, um die Spur des Flüchtlings zu suchen. Aber auch alle anderen Mongolen ritten mit. Sie rasten wie wütende Jagdhunde, die man auf Hochwild ansetzt. Sie hatten ja ihren Lohn dafür erhalten, daß sie auf die Kamele aufpaßten und trugen die Verantwortung für sie. Wenn Kamele gestohlen wurden, war es ihre Schande. Die Mongolen lieben das Kamel, und Gott gnade dem, der ihm etwas zuleide tut. In der Mongolei gelten Kameldiebe als die größten Schurken, die man sich nur denken kann. Ein Kameldieb, der ergriffen wird, wird ohne Gnade totgeschlagen oder erschossen. Als ich nun beim Heraustreten aus meinem Zelt erfuhr, daß unsere vier besten und ritterlichsten Mongolen sich unter dem Befehl von Haslund, der selbst wie ein rasender Tiger war, auf die Suche gemacht hatten, war mir fast bange bei dem Gedanken, daß sie den Lump finden und niederknallen würden. Ich wollte um keinen Preis, daß Menschenblut die Expedition beflecken solle. Dennoch war ich wütend über das Bubenstück und fand, daß der Sünder eine gehörige Strafe verdiente.

Haslund war indessen mit seinem Trupp unterwegs. Es ist nicht leicht, auf einem Platz, wo über zweihundert Kamele ein paar Tage lang umhergestampft sind, die Spur von zwei Kamelen zu finden. Nach vielem Suchen hatten sie sie jedoch entdeckt; sie führte nach Süden in den hohen unfruchtbaren Sand hinauf. Es war windig, und die Spur wurde undeutlich. Serat und Matte setzten die Verfolgung in der Richtung nach Süden fort, aber Haslund und die anderen, die den Verdacht hatten, daß der Spitzbube sich zu unserem früheren Lager, Otakhoj, begeben hatte, um von dort weiter nach Osten zu flüchten, beschlossen, dorthin zu reiten. Ihr Weg führte daher über unser jetziges Lager, und ich hörte um 9 Uhr, wie sie wieder auf Erkundung auszogen. Spät am Nachmittag kehrten sie unverrichteter Sache zurück. Sie waren an unserem vorigen Lager gewesen, hatten jedoch keine Spuren von dem Spitzbuben und den Kamelen gefunden.

Am Nachmittag fiel leichter Regen, und am Abend bot sich uns eines der prächtigsten Schauspiele, die ich je gesehen habe. Es war ganz dunkel, und im Süden, Westen und Norden schwebten dichte Wolkenmassen. Zwischen diesen zuckten Blitze so dicht hin und her, daß es unmöglich war, sie zu zählen, denn es waren viele in einer Sekunde. Sie hatten die Form von Rissen, Sprüngen und Zickzacklinien und leuchteten in ganzen Feldern auf. Es wurde hell wie mitten am Tage, blendend, staunenerregend, verwirrend. Das himmlische Feuer reichte bis zum Zenit hinauf.

Am nächsten Vormittag hatten wir bereits einen besonderen Trupp ausgerüstet, der den Dieb — oder handelte es sich gar um eine ganze Räuberbande? — verfolgen sollte, als plötzlich Mento atemlos herbeistürzte und rief:

„Sie kommen!"

„Wer?" fragte ich.

„Serat und Matte."

„Allein?"

„Nein, sie haben den Dieb und die gestohlenen Kamele bei sich."

Wir eilten hinaus. Alle, die im Lager waren, wollten den Triumphzug der Mongolen sehen. Ich stand in einsamer Majestät am Eingange meines Zeltes.

Zwischen den Dünen im Süden kamen drei Mann und vier Kamele gezogen. Serat und Matte führten jeder zwei Kamele, und zwischen ihnen ging der Verbrecher mit einem Strick um den Hals, dessen Enden die beiden Mongolen hielten. Die Hände waren ihm auf dem Rücken gebunden, er ging gebeugt und mit schleppenden Schritten. Es sah aus, als seien sie auf dem Wege zum Richtplatz oder mindestens zum Gericht.

Sie steuerten geradewegs auf mein Zelt zu. Hier warf sich Obogon mir zu Füßen in den Sand.

„Du bist ein feiner Bursche," sagte ich. Er schüttelte nur den Kopf und sah recht elend aus.

„Führt ihn zur Küchenabteilung und bewacht ihn streng."

Er wurde an eine schwere Kiste angebunden. Da die Mongolen den Verdacht hatten, daß er bei der ersten passenden Gelegenheit durchbrennen würde, wurden ihm zwei eiserne Fußfesseln, die nur mit einem Schlüssel zu öffnen waren, umgelegt. Nun war er in gutem Gewahrsam.

Als wir zum Mittagessen ins Küchenrevier gingen, machte ich dem armen entgleisten Mitglied unserer Karawane, das in seinem neuen Pelz zusammengekauert dasaß, einen Besuch und gab Befehl, ihm am Tage Stricke und Fesseln abzunehmen und ihm Wasser und Essen zu geben. Auf seine Bitte wurden ihm auch ein paar Zigaretten bewilligt. Und als ihm einer der Mongolen einige Schläge über den Rücken gab, verbot ich jede Art Mißhandlung.

Darauf hatte ich mit Professor Siu eine Unterredung und überließ ihm die ganze Angelegenheit. Ich versicherte ihm, nachdem ich die beiden Kamele wiederbekommen hätte, interessiere mich der Mann nicht im geringsten und, was mich angehe, forderte ich nicht, daß er bestraft werde. Ich wollte nur nicht, daß er auf dem Wege, den wir gekommen waren, freigelassen würde, denn dann konnte er Norin oder Yuan Kamele stehlen. Siu war der Ansicht, das Recht und die Gerechtigkeit sollten ihren Gang haben, und es wäre nicht richtig, ihn einfach laufen zu lassen. Das könnte von ungünstigem Einfluß auf die anderen sein. Er müsse den Gerichtsbehörden in Mamu am Edsin-gol überantwortet werden, wo man ihn sicher zu Gefängnis verurteilen werde. Wir faßten also zunächst den Beschluß, den unglücklichen Obogon zum Edsin-gol mitzunehmen. Wie es ihm dort ergangen ist, werden wir seinerzeit sehen.

Nachdem Serat und Matte, die über dreißig Stunden hintereinander auf den Beinen gewesen waren, sich ordentlich ausgeschlafen hatten, wurden sie in mein Zelt gerufen, um Bericht zu erstatten.

Es war wirklich spannend, ihnen zuzuhören. Der Dieb hatte mehrere Vorteile auf seiner Seite: Vier Stunden Vorsprung und die zwei besten Kamele der ganzen Karawane, dazu kannte er sich seit langem in der Gegend aus. Schließlich half ihm der frische Wind, die Spuren zu verwischen. Es war daher schwierig und kostete viel Zeit, sie aufzufinden. Auf ihren ziemlich ermüdeten Reitkamelen hatten die beiden Mongolen keine allzu große Aussicht, den Flüchtling einzuholen und den Abstand zwischen ihm und sich zu verringern. Man konnte als selbstverständlich annehmen, daß er so lange und so schnell reiten würde, wie es die Kraft der Kamele zuließ, und daß er, nachdem alle Spuren verweht wären, in einer schwer zugänglichen Bergschlucht ausruhen würde. Er mußte ja damit rechnen, daß sein Streich bald entdeckt würde und die Mongolen kannte er gut genug, um zu wissen, daß sein Leben nicht allzu viel wert war, wenn sie ihn einholten.

Die Spur verschwand hinter drei hohen Dünen im Sande, und die Späher schwärmten nach verschiedenen Richtungen aus, um sie zu suchen. Serat entdeckte sie nach einer Weile in einer Senke und rief Matte herbei, worauf sie ihr volle 40 Li nach Osten folgten. Sie lief in abscheulichem Sand bergan und bergab, nach rechts und nach links, und man konnte deutlich sehen, daß der Dieb seinen Weg mit voller Absicht gewählt hatte. Er hatte sich möglichst auf den Dünenhängen gehalten, die dem Wind am meisten ausgesetzt waren und wo die Eindrücke der Schwielensohlen schnell verschwanden. Die Verfolger erkannten diesen Kniff bald und richteten ihre Erkundung danach ein.

Nun bog die Spur nach Süden ab und dann nach Osten und lief gerade auf eine Felskuppe zu, die aus dem Sand emporragte und höher als die Dünen war. Hier verschwanden wieder alle Eindrücke im Sand. Matte suchte in westlicher Richtung, Serat forschte ringsumher und fand bald heraus, daß der Dieb eine Schleife gemacht hatte, um seine Verfolger irrezuführen. An zwei Stellen war er abgestiegen und zu Fuß zurückgegangen, um die Kamelspur mit den Händen zu verwischen! Die wiedergefundene Spur ging nach Nordosten, aber verschwand bald aufs neue, als der Sand aufhörte und harter Kiesboden begann, der zu einem in dieser Gegend gewöhnlichen niedrigen Bergrücken führte.

Nach eifrigem Suchen in die Kreuz und die Quere fanden sie, daß der Flüchtling auf ein Feld niedriger Dünen zugesteuert war, wo sein Weg dann 15 Li weit deutlich zu sehen war. Plötzlich hielten beide ihre Kamele an! In einer Senke zwischen zwei Dünen gewahrten sie den Dieb; er saß auf dem Boden und ruhte sich aus, sprach dem gestohlenen Proviantbeutel zu und wickelte seine Fußbinden neu. Die beiden gestohlenen Kamele weideten in unmittelbarer Nähe. Die Entfernung betrug kaum

1 Kilometer, 1½ Li. Serat ritt darauf los und trieb sein Kamel zur größten Schnelligkeit an. Unterwegs mußte er eine Niederung durchqueren, die von einer hohen Düne begrenzt wurde, so daß er den Dieb und seine Kamele eine Zeitlang nicht sehen konnte, und als er die Geländeschwelle erreichte und freie Aussicht hatte, hatte der Flüchtling bereits seinen Rastplatz verlassen und seine Flucht fortgesetzt. Die Mongolen waren jedoch überzeugt, daß er sie noch nicht erblickt hatte. Bald tauchte er auch wieder vor ihnen auf, wie er in allen möglichen wunderlichen Winkelzügen ritt. Sie versuchten ihre Reittiere in eine schnellere Gangart zu bringen, doch diese fanden keinen Gefallen daran, in dem Sande, der unter ihren Tritten nachgab, schnell zu laufen, und brüllten unwillig — wie es der Kamele Art ist. Dadurch wurde der Dieb gewarnt, er witterte Unrat und beschleunigte seine Geschwindigkeit. Da eine hohe Düne ihn eine Zeitlang verdeckte, folgten die Mongolen treulich der Spur und wagten keine Richtwege einzuschlagen. Nicht einmal von dem Dünenkamm konnten sie ihn sehen. Daß sie ihm nahe waren, war unverkennbar; aber das Gelände ist durchschnitten, sowohl von Dünen als auch von Felskuppen und Hügeln. Sie gingen nun auf zwei verschiedenen Linien vor in der Hoffnung, ihn von zwei Seiten fassen zu können. In der Niederung, in der die Quelle Orta-bulak, „Die lange Quelle", liegt, erblickte ihn Serat. Er war in das hohe Schilf hineingekrochen, um sich zu verstecken. Serats Kamel war leider müde geworden und legte sich gerade in dem kritischen Augenblick nieder. Als der Reiter es wieder auf die Beine bringen wollte, brüllte es auf, und der Spitzbube wurde zum zweiten Mal gewarnt. Er saß sogleich auf und ritt weiter. Serat schickte ihm eine Büchsenkugel hinterdrein, doch absichtlich zu hoch, weil er fürchtete, sonst das Kamel zu verwunden. Der Dieb kümmerte sich nicht darum, sondern ritt darauf los, und Serat ließ sein müdes Reittier liegen und versuchte ihn laufend einzuholen.

Von einem Felshügel sandte er dem Fliehenden noch drei Kugeln nach. Matte war gleichfalls abgestiegen, aber als er Serats Kamel erreichte, bestieg er dieses und bekam es auch wirklich in die Höhe und in Trab. Er gewann Gelände, und der Dieb hielt es für das klügste, das zweite Kamel, das er am Schleppseil hinter sich herzog — es war das, das Larson als Reittier für mich ausersehen hatte —, loszulassen. Damit beweglicher geworden, konnte er schneller reiten, so daß die Mongolen schon fürchteten, er würde ihnen entkommen. Serat zielte daher nach seinem Kopf. Die Kugel muß ihm dicht am Ohr vorbeigepfiffen sein.

Sie waren jetzt von dem Flüchtling wenig mehr als hundert Meter entfernt, und Matte schrie ihm aus vollem Halse zu: „Wenn du nicht augenblicklich stehen bleibst, wirst du erschossen!"

Da gab der Gauner das Spiel verloren, stieg ab und erwartete seine Verfolger. Als diese ihn erreicht hatten, gab er Serat den Nasenstrick des gestohlenen Kamels und sagte verdrossen: „Jetzt habt Ihr die beiden Kamele wieder, jetzt könnt Ihr mich nach Hause gehen lassen."

Statt dessen bekam er die Kamelpeitsche zu kosten, worauf er in die Knie fiel und um Gnade bat. Serat wollte ihn erschießen, aber Matte, der Lama ist, hielt seinen Kameraden zurück. Er meinte, der Verbrecher solle mir vorgeführt werden und von mir sein Urteil erhalten; waren es doch meine Kamele, die er gestohlen hatte. Uebrigens bekannte Matte, sie seien beide wie blutdürstige Tiger gewesen; ganz atemlos und müde, hätte er gänzlich vergessen, daß er Lama sei, und ebenfalls Lust verspürt, den Gefangenen zu töten. Doch dann hatte er vorgeschlagen: „Wir müssen erst etwas ausruhen und verschnaufen." Schließlich kamen sie überein, den Kerl leben zu lassen. Wären die Kamele ihr Eigentum gewesen, sie hätten ihn wie einen Hund niedergeschossen. Matte, der glaubte, daß eine ganze Räuberbande mit im Spiele wäre, erklärte mir, wenn gerade in diesem Augenblick ein Kopf über einer Düne aufgetaucht wäre, hätten sie den Verbrecher niedergeknallt, um wenigstens einen Feind los zu sein.

Inzwischen war es glücklich 4 Uhr nachmittags geworden, und der Ort, wo sie sich befanden, lag gegen 50 Kilometer südöstlich unseres Lagers. Nachdem sie den Missetäter gebunden hatten, nahmen sie das Diebesgut aus seiner Satteltasche und ließen sich nieder, um zu essen und Wasser zu trinken. Der Gefangene, der recht stramm gefesselt war, bat und bettelte um Wasser, aber erhielt keinen Tropfen.

Um ½5 Uhr traten sie den Rückweg an, alle zu Fuß. Der Dieb hatte Stricke um den Hals und die Hände. Er warf sich immer wieder zu Boden und sagte, er sei am Ende, er wolle sterben. Aber das sei nur Verstellung gewesen, versicherten die Mongolen. Er sei ein durchtriebener Gauner und habe gar nicht daran gedacht, zu sterben; er wollte nur am Leben bleiben und anständigen Leuten die Kamele stehlen. Als Larson davon hörte, meinte er, die Mongolen hätten den Spitzbuben im Sande liegen lassen sollen — er sei ja selbst aus eigenem freien Willen dorthin gegangen. Ich war jedoch froh, daß sie ihn mit sich genommen hatten; denn sonst hätte er denselben Schwindel mit Norins oder Yuans Kolonne versucht.

Als es dunkel war, marschierten sie noch ein gutes Stück weiter, damit niemand sehen könnte, wo sie lagerten — wenn sie es wirklich mit einer ganzen Bande zu tun hätten. Nach Wasser gruben sie vergebens, und ihr eigener Vorrat war zu Ende. Die Weide dagegen war gut, und die Kamele durften in der Nähe frei grasen. Der Gefangene lag straff gebunden auf der Erde. Er erklärte, die Stricke schnitten ihm in die Handgelenke ein und bat, seine Fesseln etwas zu lockern. Da auch Matte Fürsprache für ihn einlegte, ließ Serat sich erweichen und band die Stricke etwas lockerer. Allmählich machte sich nun die Müdigkeit geltend, und die Mongolen schlummerten einer nach dem andern ein.

Wer aber nicht schlief, das war der Dieb! Er benutzte die Gelegenheit, seine Handfesseln mit den Zähnen zu zernagen und schlich sich, während seine Wächter schliefen, davon, leise wie eine Katze in der dunklen Nacht. Zufälligerweise erwachte Serat und sah, daß der Platz des Gefangenen leer war. Er schlug Lärm und eilte sogleich der Spur nach. Matte war so klug, geradewegs nach der Senke zu laufen und richtig, dort stieß er auf den Flüchtling. Da dieser sich nun zum zweiten Mal ertappt sah und wohl glaubte, jetzt würde er bestimmt erschossen, entschloß er sich, den Kampf auf Leben und Tod zu wagen, warf schnell seinen Pelz ab und ging auf seinen Gegner los. Matte gestand später ein, daß er sich in diesem Augenblick vor dem wilden Blick des zu allem entschlossenen Mannes gefürchtet hätte. Er konnte gerade noch nach Serat rufen, als ihm der Alte schon auf den Leib rückte. Auch Matte war sich klar, daß es ums Leben ging. Er nahm alle Muskelkraft und Gewandtheit zusammen und versetzte dem Kerl mit der rechten Faust einen Schlag ins Gesicht, noch ehe der zum Schlagen gekommen war. Betäubt fiel der Dieb hintenüber, nun war es leicht, ihn zu überwältigen.

Als sie an ihren Lagerplatz zurückkamen, entdeckten sie, daß der gestohlene Sattel fehlte. Sie fragten den Gefangenen, wo er ihn hingetan habe, aber der behauptete, er wisse von nichts. Prügel halfen seinem Gedächtnis nach; er bekannte, daß er den Sattel auf dem Hang einer nahen Düne verwahrt hätte. Sein Plan war, sich zu den Kamelen zu schleichen, das beste zu nehmen, es hinter der Düne zu satteln und im Schutze der Nacht zu fliehen.

Es war mittlerweile ¼4 Uhr morgens geworden. Die Mongolen fesselten den Alten jetzt so stramm, daß seine Hände blau anschwollen. Da sie bemerkten, daß er in einem unbewachten Augenblick wiederum seine Stricke zu zernagen versuchte, banden sie ihm die Hände auf den Rücken und schnürten ihm auch noch die Beine zusammen. Ueberdies hielten sie sich danach wach.

Bei Tagesgrauen machten sie sich wieder auf den Weg. Der Gefangene ächzte und stöhnte, er sei dem Sterben nahe, aber erhielt eine Tracht Prügel. „In der Nacht, als du das Kamel zu stehlen und wieder auszureißen versuchtest, warst du nicht dem Sterben nahe, du Lump!"

Die beiden Mongolen erzählten offenherzig, wie wütend sie gewesen wären und wie der zweite Fluchtversuch des Alten ihre Wut noch gesteigert hätte. An einer Stelle verriet die Spur, daß er ein Stück mit einem Reiter zu Pferde zusammengeritten war. Er leugnete das ab und bekam wieder die Kamelpeitsche. Auf dem Rückmarsch unterhielten Serat und Matte ihren Gefangenen damit, ihm die Strafe auszumalen, die seiner im Lager warte. Sie sagten ihm, die einzige Gnade, die ihm bewilligt werden würde, sei, daß er den Platz aussuchen dürfe, wo er sich selbst sein Grab werde graben müssen. Es war da kein Wunder, daß der arme Schlucker recht mitgenommen aussah, als die Mongolen feierlich im Lager einzogen und ihn zwischen sich — wie einen gefangenen Luchs — an einem Halsstrick führten.

Das erste, was sie taten, nachdem sie ihn bei der Küche in sicheres Gewahrsam gebracht hatten, war, die Vorräte, die er gestohlen hatte, herauszuholen und in dem heftigen Wind über die Dünen zu streuen. Die Säcke rissen sie in Fetzen, einen gestohlenen Löffel zerbrachen sie in kleine Stücke. Keiner wollte das gestohlene Gut essen oder benutzen.

Als Serat und Matte ihren Bericht erstattet hatten, dankte ich ihnen für ihre Leistung und schenkte jedem 50 Dollar. Bato und Mento, die sich abgemüht hatten, des Diebes habhaft zu werden, erhielten jeder 25 Dollar.

(Mit besonderer Genehmigung des F. A. Brockhaus-Verlages, Leipzig, bringen wir vorstehenden Auszug aus dem demnächst erscheinenden Buche von Sven Hedin „Auf großer Fahrt. Meine Expedition mit Schweden, Deutschen und Chinesen durch die Wüste Gobi 1927/28" zum Vorabdruck.)

Aus aller Welt.

Wir sehen Japan noch immer als das Land der Tempel, Blumenfeste, Teehäuser und bunten Porzellane. Das neue Japan ist aber recht verschieden von dieser Vorstellung. Wie sich Japan selber sieht, das erfahren wir aus dem Bilderaufsatz „Das ist Nippon!" im neuesten Hefte der „Münchener Illustrierten Presse" (Nr. 2). Hier beschreibt der Japaner W. v. Nohara das heutige Leben seiner Heimat. — Ein wichtiges Sportereignis behandeln die Bilder vom Endkampf um den Spengler Cup in Davos. — Allerlei Merkwürdigkeiten am Rande der Autostraßen bringt der Aufsatz „Tankstelle unter der Akropolis". — Wir nennen noch den Aufsatz „Das Milliardär-Theater von Neuyork" und die Karikaturenserie „Unfreiwillige Gratisvorstellung" von Karl Arnold mit Text von Karl Kinndt.

Fröhliche Ecke.

Im Kino. „Stört Sie mein Paradiesreiher auch nicht?" — „Durchaus nicht, den hat der Herr, der eben wegging, abgeschnitten."

Moderne Ehe. Junge Ehefrau: „Und der Beweis deiner Liebe?" — Junger Ehemann: „Die Scheidung, wann du sie wünschst!"

(„Matin.")